

SOLITARIO

K.H.Lawaty

Für L.

© 2024 K. H. Lawaty
Umschlagbilder: Benjamin Bruckner
Umschlaggestaltung: Marlies Thuswald
Lektorat/Korrektorat: Sabrina Lerchbacher e.U.
facebook.com/k.h.lawaty

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschniede.at - Folge deinem Buchgefühl!
Besuche uns online

ISBN:
978-3-99139-012-1 (Paperback)
978-3-99139-011-4 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

Die Abenteuer des Sherlock Holmes.....	7
Reise um die Erde in 80 Tagen.....	17
The Faerie Queene	27
Eine Geschichte aus zwei Städten.....	44
Große Erwartungen	56
Gullivers Reisen	65
Grimms Märchen.....	78
Die Abenteuer des Pinocchio	91
Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr. Hyde.....	91
Don Quixote.....	121
Der Graf von Monte Christo.....	134
Die Schatzinsel.....	146
Black Beauty	155
Die Schöne und das Biest.....	167
Der Kurier des Zaren.....	181
Moby Dick	198
Der Glöckner von Notre Dame.....	205
Eine Studie in Scharlachrot.....	224
Robinson Crusoe	238
Eine Weihnachtsgeschichte.....	257
Les Misérables	271
König Artus.....	287
Alices Abenteuer im Wunderland	306

Der Mann mit der eisernen Maske	324
Die Reise zum Mittelpunkt der Erde	341
Odyssee.....	360
Die drei Musketiere.....	377
Tausendundeine Nacht	391
Das Zeichen der Vier	414

Die Abenteuer des Sherlock Holmes

Ich bin ein Einzelgänger. War immer schon einer.

Es ist nicht so, dass ich Menschen hasse. Ich kann sie ganz gut leiden – aus einer gewissen Entfernung. Ich mache mir nichts aus Gesellschaft oder Gesprächen, bin gern für mich und erwarte auch nicht, dass irgendwer sich für mich interessiert.

Aber wenn wir schon bei Erwartungen sind, wollen Sie vielleicht wissen, was für eine Geschichte nun auf Sie zukommt. Gerade das lässt sich schwer festmachen. Ich hätte mir unter einer Abenteuererzählung etwas anderes vorgestellt. Hier wird nicht dauernd gekämpft oder geschossen. Denken Sie etwa, wir sind im Wilden Westen? Zugegeben, wir sind es. Trotzdem wird nur wenig gefeuert, dafür aber viel geredet. Darüber, was den Menschen so durch den Kopf geht und was sie sich gegenseitig an den Kopf werfen, was sie einander manchmal antun und warum. Wenn Sie so etwas interessiert, werden Sie sich nicht langweilen. Allerdings ist es kein fröhlicher Bericht. Falls Sie lachen wollen, sind Sie hier falsch. Suchen Sie leichtherzige Zerstreuung, müssen Sie sich anderweitig umsehen. Doch wenn Sie Zeit haben, erzähle ich Ihnen eine Geschichte.

Es ist nicht meine Lebensgeschichte. Aber es ist *die* Geschichte meines Lebens. Ausgeschlossen, dass ich je wieder eine ähnlich bemerkenswerte erlebe.

Meine Lebensgeschichte wäre zudem ebenso unspektakulär wie mein Name. Parker. So sprachen mich seinerzeit die Lehrer an. Meine Mutter sagt natürlich Jeremy. Freunde hätten womöglich Jerry gesagt, Gott bewahre! Mein Vater sagt gar nichts zu mir, er ließ meine Mutter kaum eine Woche nach meiner Geburt sitzen. Ich kann es ihm keineswegs verübeln, schließlich kenne ich meine Mutter.

Am liebsten lamentiert sie darüber, dass ich »immer noch keinen anständigen Beruf« habe. Eine Zeitlang hatte ich auf der Farm meines

Großonkels ausgeholfen. Ich mochte die Arbeit mit den Tieren, sie waren so angenehm schweigsam. Später verdingte ich mich beim Schießbudenstand auf dem städtischen Jahrmarkt. Das machte mir ebenfalls Spaß, ich kann selbst recht gut Ziel werfen. Meine Mutter allerdings lag mir ständig in den Ohren, dass ich zu wenig Geld nach Hause brachte. Auch dass ich zuletzt als Laufbursche bei einem Verlagshaus anfang und nach einer Weile zum Schreibgehilfen aufstieg, stellte sie nicht zufrieden.

Ich hingegen als eingefleischter Büchernarr war in der idealen Umgebung gelandet – und das zum perfekten Zeitpunkt. Denn so war ich einer der ersten Leser hierzulande, der eine Reihe höchst faszinierender Kurzgeschichten zu Gesicht bekam. Es waren Kriminalfälle eines Londoner Detektivs mit dem eigenartigen Namen Sherlock Holmes. Auch die Geschichten selbst waren außergewöhnlich, ich wollte sie gar nicht aus der Hand legen. Wie der zuständige Lektor mir erklärte, waren sie im Vorjahr – 1891 – in einer britischen Zeitschrift erschienen, und der Verlag erwog nun, sie in den Staaten als Sammelband zu veröffentlichen. Ein anderer Verlag hatte bereits zwei Bücher über diesen Sherlock Holmes herausgegeben. Eines davon – *Eine Studie in Scharlachrot* – hatte der Lektor sich zur Ansicht besorgt und lieh es mir freundlicherweise.

In dieser Nacht tat ich kein Auge zu, auch nach der letzten Seite war ich zu aufgekratzt zum Schlafen. Mir waren noch nie so verblüffende Kriminalfälle untergekommen wie die von Mr. Holmes und seinem Assistenten Doctor John Watson. Ich musste mir unbedingt das andere Buch besorgen, das der Lektor erwähnt hatte: *Das Zeichen der Vier*.

Noch beim Frühstück kreisten meine Gedanken um den brillanten Detektiv, bis meine Mutter mich abrupt hochfahren ließ: »Hörst du eigentlich, was ich sage?« Sie wedelte mit einem Papier. »Da ist ein Telegramm von Ronald. Er muss dich dringend sprechen, du sollst heute um Punkt zehn zu ihm kommen. Es klingt wichtig.«

Alles, was mit Ronald zu tun hat, versetzt meine Mutter zuverlässig in Begeisterung. Meinen missmutigen Einwand, ich könnte nicht einfach vormittags die Arbeit verlassen, tat sie kurzerhand ab: »Dann bleibst du eben abends länger. Es ist ja nicht so, als würde daheim jemand auf dich

warten, abgesehen von mir. Nimm dir ein Beispiel an Ronald, der wohnt nicht mit fünfundzwanzig Jahren noch zu Hause.« Ronald ist fünf Jahre älter als ich und hatte mit fünfundzwanzig sehr wohl zu Hause gewohnt, aber das übersah meine Mutter großzügig. »Genauso wenig, wie er sich mit sinnlosen Gelegenheitsarbeiten durchschlägt. Er macht seiner Mutter keine Schande: Anwalt in einer renommierten Kanzlei, mit regeltem Einkommen und eigenem Büro, immer anständig gekleidet, fleißig, verheiratet ...«

Diese Litanei kannte ich längst auswendig. In den Augen meiner Mutter hat Ronald nur einen einzigen Fehler: Er ist nicht ihr Sohn. Ronald ist mein Cousin und natürlich lief es darauf hinaus, dass ich ihn gottergeben in seiner Kanzlei aufsuchte.

Ronald hatte mit keiner Silbe angedeutet, weshalb er mich so dringend sprechen wollte. Seine Miene bei meinem Eintreten war ungefähr so erfreut, als käme der Gerichtsvollzieher. »Du bist zwei Minuten zu spät dran.« Er hätte wohl auch »Na endlich!« gesagt, wäre ich aufgetaucht, *bevor* er sein Telegramm überhaupt abschickte. »Ich habe einen Auftrag für dich«, sparte er sich jegliche Begrüßung. »Eine sehr wichtige Angelegenheit, die Zeit, aber wenig Verstand erfordert – wie geschaffen für dich. Soll heißen, das Ganze dauert mindestens zwei bis drei Wochen. So lange musst du dich von deinem Verlagshaus freistellen lassen.«

»Freistellen? Ich kann dort nicht einfach verkünden, dass ich drei Wochen fehlen werde.«

»Ach, können die etwa nicht ohne dich? Oder hast du Angst, bis zu deiner Rückkehr finden sie jemand Kompetenten?«

Ich stieg nicht darauf ein. »Ich gebe doch nicht meine Arbeit auf und suche mir danach umständlich was Neues, bloß um irgendwas für dich zu erledigen. Oder glaubst du, die nehmen mich dann anstandslos wieder?«

Er lächelte hintergründig. »Die werden dich gar nicht erst behalten wollen, wenn ich meine Kontakte spielen lasse. Ich vertrat letztes Jahr einen deiner Verlagsleiter bei Gericht. Falls du es darauf anlegst, treffe ich ihn zu einem Abendessen und erzähle nebenbei, dass bei einem deiner frühe-

ren Arbeitgeber Geld aus der Kasse verschwunden sei. Selbstredend hättest du nichts damit zu tun, aber ... Was meinst du wohl, wie lange du dort noch erwünscht wärst? Oder in Zukunft irgendwo anders?»

Erwähnte ich schon, dass mein Cousin eine wandelnde Pestbeule ist? »Das wagst du nicht, du mieser Erpresser. Was meinst du, wie erwünscht du bei meiner Mutter bist, wenn sie davon erfährt?« Meine Mutter als Druckmittel – das war mal originell.

»Die liebe Tante Ellie würde mir so etwas niemals zutrauen. Ich halte meinen Namen natürlich aus der Angelegenheit heraus. Sie wird dir nicht glauben, wenn du mich anschwärzt.« Sein Grinsen wurde breiter. »Also such es dir aus, du hast die Wahl. Bist du dabei?«

Eines kann man sich jedenfalls nicht aussuchen auf dieser Welt: seine Verwandten. Ich biss die Zähne zusammen und nickte grimmig.

Ronald lächelte selbstgefällig. »Warum nicht gleich so.« Er öffnete eine Mappe, die vor ihm lag. »Maureen Hutchinson«, verkündete er. »Sie ist tot. Unsere Kanzlei regelt ihre Erbschaft. Genauer gesagt, was sie erbte.«

Jetzt war ich verwirrt: »Sie ist verstorben und sie erbt?«

»So ist es. Eine entfernte Verwandte der Dame starb vor kurzem in England und setzte sie als Alleinerbin ein, offensichtlich in Unkenntnis darüber, ob sie überhaupt noch lebt. Falls nicht, soll das Vermögen an etwaige Nachkommen gehen. Wie uns von den dortigen Anwälten mitgeteilt wurde, gibt es in England keine Familienangehörigen mehr. Das gesamte Erbe – ein Haus in London sowie eine beträchtliche Summe Geld und Schmuck – fällt somit an besagte Dame beziehungsweise deren Kinder.«

»Um welche Summe geht es?«

»Nun, wenn man den Wert des Hauses und des Schmucks nimmt sowie das Bargeld ...« Ronald blickte prüfend in seine Unterlagen und nannte eine Zahl.

Ich war ehrlich beeindruckt. »Dollar?«

»Britische Pfund«, entgegnete er genüsslich, und jetzt blieb mir wirklich die Spucke weg – zum Glück, denn ich bekam vor Staunen den Mund nicht zu. »Ich weiß, was dir gerade durch den Kopf geht«, warf Ronald

ein. »Hat die Dame vielleicht eine ledige Tochter? Genau das sollst du herausfinden.«

Das weckte mich aus meiner Verblüffung. »Ich soll was?«

»Zuhören«, versetzte er, »ich habe schließlich nicht den ganzen Tag Zeit.« Er zog einen Zeitungsartikel hervor. »Bestimmte Schriftstücke im Nachlass deuteten auf eine Verbindung der Erbin zu unserer Stadt hin. Daraufhin wurde unsere Kanzlei beauftragt, Ms. Hutchinson ausfindig zu machen. Man wies mir den Auftrag persönlich zu – was zeigt, wie viel Vertrauen man in meine Fähigkeiten setzt. In Archiven entdeckte ich tatsächlich etwas über den Verbleib der Dame.« Er klopfte auf den Artikel. »Offenbar war sie jahrelang bei einem Zirkus tätig, der regelmäßig hier seine Zelte aufschlug. Sie arbeitete als ...«, er schaute noch einmal nach, »Entfesselungskünstlerin.« Bei ihm klang es nach einer abstoßenden Krankheit. »Es wird berichtet, dass die allseits bewunderte Entfesselungskünstlerin Maureen Hutchinson, besser bekannt unter dem Namen Lefaji – wie immer man das ausspricht – am Vorabend zum letzten Mal auftrat und ihre Karriere damit beendet. Sie heiratet demnächst einen gewissen Clifton P. Buckley und zieht mit ihm in einen Ort namens Brackwall, woher Mr. Buckley stammt. Der Artikel erschien am fünften August 1864.«

Jetzt war ich widerstrebend doch fasziniert. Ronald musste einiges von Recherchen verstehen, wenn er einen achtundzwanzig Jahre alten Zeitungsartikel ausgrub. Wobei wahrscheinlich ein armer Kanzleihelfer wochenlang Archive durchwühlt hatte.

Ronald nahm indes ein anderes Papier aus der Mappe. »Es wird nicht erwähnt, welche Angelegenheit Mr. Buckley in unsere Stadt führte, aber er reiste von weit her an. Ich nehme an, du weißt nicht, wo Brackwall liegt?«

Ich schüttelte den Kopf und hätte diesen darauf verwettet, dass Ronald es anfangs selbst nicht gewusst hatte. Vermutlich wurde es in dem Artikel erwähnt.

»Du setzt dich in den Zug und fährst etwa vier Tage lang ziemlich direkt nach Westen. Immerhin ist das Kaff groß genug, dass Schienen hin-

führen.« Er sah auf das Papier. »Ich schickte sogleich ein Telegramm an den dortigen Sheriff: ›Erbitte Informationen über Maureen Hutchinson, verheiratete Mrs. Clifton P. Buckley.‹ Nach drei Tagen kam die Antwort: ›Maureen Buckley verstorben 1877. Gatte Clifton Buckley mit Kindern verzogen nach Aspen.‹ Gatte Clifton Buckley ... Clifton P. Buckley! Keinen Sinn für Korrektheit, diese Hinterwäldler.«

Ich verdrehte die Augen, just als Ronald aufblickte und die Stirn runzelte.

»So was kann einen eklatanten Unterschied machen! Wenn du erst einmal ...« Er erinnerte sich an seine knapp bemessene Zeit und schüttelte missfällig den Kopf: »Maureen starb 1877. Ihre Familie verzog nach Aspen. Du kannst dir denken, was das bedeutet?«

Ich hatte wenig Lust, mich prüfen zu lassen, und stellte mich dumm: »Dass Maureen in Brackwall begraben liegt.«

Ronald starrte mich an, unsicher, ob ich ihn zum Narren halten wollte. »Es bedeutet, dass sie Kinder hat, offenkundig mehrere. Nachdem diese in aufrechter Ehe geboren wurden, sind sie als nächste erbberechtigt.«

»Was ist mit dem Ehemann?«

»Zu dem käme ich, wenn du mich nicht ständig unterbrechen würdest«, knurrte Ronald. »Aspen liegt wiederum ein Stück von Brackwall entfernt. Ich sandte nun ein Telegramm an den Sheriff von Aspen: ›Erbitte Informationen über Clifton P. Buckley und Kinder.‹ Es dauerte zwei Monate, ehe ich eine Antwort erhielt. Der Sheriff ließ sich zu ganzen drei Worten herab: ›Buckley tot. Erfreulicherweise.‹ Tja, Mr. Buckley ist also ebenfalls aus dem Spiel.« Ronalds glatte Geschäftsmäßigkeit ekelte mich regelrecht. Er sah es mir wohl an: »Was denn? Hast du ein Problem damit, dass Leute sterben? Ich habe ständig mit so was zu tun. Sag Bescheid, falls du ein Taschentuch brauchst. Das hier ist nicht eines deiner komischen Märchen, wo am Ende alles gut wird. Es ist die Wirklichkeit, also konzentrier dich auf das Wesentliche. Ich dachte mir ja auch nicht ›Ach, der arme Mann‹, sondern fragte nochmals nach den Kindern.« Er sah mich so vorwurfsvoll an, als wäre ich für die gesamte Post des Landes verantwortlich:

»Allerdings ist das schon einen Monat her. Keine Antwort. Und diese Sache hat nicht ewig Zeit. Die Behörden in England wollen die Angelegenheit abschließen. Unser Direktor wird allmählich ungedul...« Er brach verlegen hüstelnd ab.

Ich verstand: Sein Vorgesetzter saß ihm im Nacken. Was ich allerdings nicht begriff: »Und was genau erwartest du jetzt von mir?«

Eine Sekunde lang war Ronald verdattert, ehe er wütend fragte: »Hast du mir nicht zugehört? Du setzt dich in den Zug und fährst nach Westen. Du reist nach Brackwall, anschließend nach Aspen und ...«

»Was soll ich?«, entfuhr es mir.

Er atmete tief ein und wieder aus. Dann sagte er betont langsam: »Hinfahren. Nachfragen. Diesen Kindern mitteilen, dass sie geerbt haben. Und dass sie sich schleunigst bei uns melden sollen. Brauchst du es schriftlich?«

»Ich soll vier Tage lang quer durchs Land gondeln?«

»Mehr als vier«, erklärte er gelassen. »In dieser Zeit schaffst du es bloß von hier bis Brackwall. Dann fährst du mit der Postkutsche weiter nach Aspen. Im Idealfall bist du in einer Woche dort. Du suchst die Nachkommen auf und erläuterst, worum es geht. Der einfachste Auftrag der Welt.«

Zugegeben, die Sache war tatsächlich simpel. Trotzdem lockte mich die mühevollen Reise wenig. »Weshalb schickst du nicht einen Kanzleihilfen? Oder fährst selbst, wenn es so wichtig ist?«

»Ich habe Besseres zu tun, als tagelang in Eisenbahnen und Kutschen zu sitzen! Und sogar unser dämlichster Kanzleihilfe ist nützlicher als du. Nimm dir eben was zum Lesen mit für die Fahrt«, ergänzte er boshaft.

»Wie wäre es mit *100 todsichere Methoden, sich unliebsamer Verwandter zu entledigen?*«

»Sehr witzig«, knurrte er. »Wenn dir sonst nichts Intelligentes einfällt, kommen wir zum Organisatorischen. Unsere Kanzlei ersetzt dir die Fahrtspesen.«

Ich unterdrückte ein »Zu gütig!«.

»Weiters erhältst du Bargeld für Ausgaben unterwegs. Lass dich nach Möglichkeit nicht schon in der Eisenbahn ausrauben. Wir erwarten genaue Buchführung und vollständige Rückzahlung des Restgeldes. Es gibt

keine Entlohnung, schon gar nicht pro Tag, dafür eine kleine Prämie. Natürlich nur im Erfolgsfall – wenn du die Nachkommen auftreibst und uns ihren Aufenthaltsort mitteilst. Vorzugsweise untermauert durch Kopien der Geburtsurkunden. Das könnte aber schwierig werden. Die haben keine Zivilisation dort im Westen, das beweist schon dieser Sheriff. Ach ja, du wirst regelmäßig telegraphieren und uns über deine Fortschritte unterrichten.« Er rang merklich mit sich, ehe er widerwillig ergänzte: »Irgendwelche Fragen?«

Und ob! »Was, wenn diese Nachkommen längst nicht mehr dort wohnen?« Ich hatte nachgerechnet: Maureen hatte 1864 geheiratet und war 1877 gestorben, somit waren die erwähnten Kinder heute zwischen fünfzehn und achtundzwanzig Jahre alt. »Vielleicht zogen sie nach dem Tod des Vaters erneut um.«

»Dann findest du eben die Adresse heraus. Wer umzieht, lässt sich in der Regel anderswo nieder.«

»Außer sie haben sich einem Zirkus angeschlossen, wie einst ihre Mutter«, widersprach ich boshaft.

Ronald blieb unerwartet gelassen. »Das würde die Sache verkomplizieren. Die Zirkuslust scheint tatsächlich in der Familie zu liegen. Laut unseren Nachforschungen gab es hierzulande einen weiteren Verwandten von Maureen Hutchinson, um einiges jünger als sie. Er war offenbar sehr fingerfertig, denn er schloss sich einer Gruppe von Schaustellern an. Magische Tricks oder so ähnlich.« Er konsultierte seine Unterlagen. »Dexter Swiftly.«

Wollte er mich für dumm verkaufen? »So heißt doch kein Mensch.«

»Ein Künstlername. Geboren als Colin Delaware. Wie auch immer, seine Spur verlor sich vor Jahren. Vielleicht ist er längst tot. Bei diesem Verwandtschaftsgrad wäre er ohnehin nur erbberechtigt, sofern Maureens Kinder allesamt verstorben sind.«

»Und falls ich herausfinde, dass sie es sind?«, beharrte ich.

»Dann lässt du Kopien von den Totenscheinen für unsere Akten ausstellen«, erwiderte er entnervt. »Das ist doch wirklich nicht so schwer. Aber für uns wird es enorm mühsam.«

Mir kam ein neuer Gedanke: »Was mache ich, wenn Maureens Kinder die Erbschaft ablehnen?«

Er starrte mich fassungslos an. »Ist die Frage ernst gemeint?«

»Na ja, es könnte sein ...«

»... dass jemand *diese* Summe ausschlägt?«

Gut, ich musste ihm rechtgeben. Die Idee war idiotisch.

»In diesem Fall verständigst du schleunigst das nächste Irrenhaus«, empfahl Ronald süffisant. »Was ich übrigens auch tue, wenn du weiter verrückte Fragen stellst.« Dann schien ihm etwas einzufallen. »Sollten diese Nachkommen Söhne sein, und plötzlich taucht eine Frau auf und erklärt, sie wäre mit einem von ihnen verheiratet gewesen, er wäre mittlerweile tot, aber es gäbe da ein Kind – ohne Trauschein und Geburtsurkunde läuft gar nichts, damit das klar ist.«

Offenbar hatte er in dieser Hinsicht bereits schlechte Erfahrungen gemacht. Doch jetzt war ich es, der die Überlegung absurd fand. »Ist das nicht etwas weit hergeholt?«

Ronald warf sich an die Brust. »Du hast keine Ahnung! Sobald Geld im Spiel ist, wachsen vorgebliche Ehefrauen geradezu aus dem Boden. Es gibt keine Geschichte, in der keine Frau vorkommt. Scherschie Laffam, wie die Italiener sagen.«

Ich unterdrückte ein Grinsen. Ich spreche kein Französisch, aber der Ausdruck »cherchez la femme« war mir dennoch geläufig. »Wenn du meinst.«

»Allerdings«, gab er blasiert zurück. »Du wirst schon sehen, irgendwo ist immer eine Frau im Spiel. Du musst bloß genau hinschauen.«

Ich schaute stattdessen in sein herablassendes Gesicht und war mir sicher, in spätestens zwei Minuten würde ich ihm seine Unterlagen in den Mund stopfen. Ich sehnte mich nach dem Ende des Gesprächs. »Danke für die Warnung, ich behalte sie im Hinterkopf. Wann geht mein Zug?«

Anders als ich, war meine Mutter hellauf begeistert, schon weil die Idee von Ronald stammte. Zudem sah sie meinen Auftrag wohl als ersten Schritt zu einer Anstellung in der Kanzlei – da hätte ich lieber lebens-

lang Latrinen geputzt. Die Arbeit im Verlagshaus dagegen hatte mir wirklich Freude gemacht und es war mir leid darum. Immerhin versprach mein Vorgesetzter, er würde bei meiner Rückkehr ein gutes Wort für mich einlegen.

Auf eines konnte ich mich bei der Sache freuen: Ich würde viel Zeit zum Lesen haben. Am liebsten täte ich rund um die Uhr nichts anderes. In meiner Reisetasche verstaute ich nebst anderen Büchern den zweiten Sherlock Holmes-Band, den ich zum Glück beim Buchhändler meines Vertrauens gefunden hatte: *Das Zeichen der Vier*. Sofern es den ersten Teil des Auftrags betraf – das Hinfahren –, hatte mein Cousin die perfekte Wahl getroffen, wenngleich ich ihm das nicht auf die Nase band. Tagelang einfach lesen zu können, war eine herrliche Aussicht, ich bin nun einmal ein passionierter Stubenhocker.

Was freilich den nächsten Punkt anging, hatte Ronald den denkbar ungeeignetsten Menschen gewählt. Ich sollte nachforschen, was aus Maureen Buckleys Kindern geworden war. Auf Leute zugehen und mit ihnen reden – ausgerechnet ich! Es gab wohl keinen, der mehr vor Unterhaltungen zurückschreckte. Ronald war nicht bewusst, wie menschensteu ich tatsächlich war, er sah vielmehr die Vorteile: Ich brauchte abgesehen von der Prämie nicht entlohnt zu werden und würde – anders als die Kanzlei-angestellten – seinen Vorgesetzten nicht wohlwollend auffallen, sollte ich Erfolg haben. Stattdessen würde er die Lorbeeren einheimsen und ersparte sich die umständliche Reise in eine Gegend, die ihm nicht geheuer war. Für ihn war die Lösung perfekt.

Ich wiederum hoffte, dass ich nicht groß herumfragen musste. Im Idealfall erkundigte ich mich in Aspen lediglich nach dem Haus der Buckleys, klopfte an die Tür und sagte mein Sprüchlein auf. Wenn es so lief, hatte Ronald recht: Der Auftrag war zeitaufwendig, aber nicht kompliziert.

Reise um die Erde in 80 Tagen

Zwei Tage nach dem Gespräch mit Ronald saß ich frühmorgens in der Eisenbahn. Abgesehen von jenem Aufenthalt bei meinem Großonkel damals auf der Farm, war dies meine erste Reise überhaupt. Ich bin ein wahres Stadtkind. Fasziniert beobachtete ich, wie sich die Landschaft veränderte. Dann schmunzelte ich über mich selbst und vertiefte mich doch in ein Buch.

Ursprünglich hatte ich den Sherlock Holmes gleich in einem Schwung durchlesen wollen. Nun aber beschloss ich, mir den Genuss aufzusparen und jeweils nur ein paar Seiten zu lesen, sodass ich erst am Ende meiner Reise zur Auflösung käme. Daher wechselte ich bald zu einem meiner Lieblingsbücher: *Die drei Musketiere*. Solche Abenteuer waren mehr nach meinem Geschmack als dieser langweilige Auftrag. Die einzig denkbare Komplikation bestand darin, dass die gesuchten Kinder inzwischen aus Aspen weggezogen waren, was für mich mehr Herumfragen und weitere Fahrten bedeuten würde. Nun, vielleicht hatte ich ja Glück, und sie waren zurück nach Brackwall übersiedelt, dann wäre das Ganze unerwartet schnell erledigt.

Der vierte Tag neigte sich bereits dem Ende zu, als ich zuletzt Brackwall erreichte und im Abendlicht niedrige Häuser am Zugfenster vorbeiziehen sah. Umso eindrucksvoller stiegen unmittelbar dahinter steile Berghänge an.

Dann stand ich auf dem Bahnsteig, endlich am Ziel der langen Fahrt. Vor dem Bahnwärterhäuschen hockte ein müde wirkender Stationsvorsteher, den ich nun fragte: »Entschuldigen Sie, die Postkutsche nach Aspen ...«

»Ist heute Mittag weg«, murmelte er gelangweilt.

Damit hatte ich ohnedies gerechnet: »Wann geht die nächste?«

»Wieder zu Mittag. Dieselbe Zeit. Derselbe Tag.«

Ich glaubte, mich verhört zu haben. »Sie meinen ... die Kutsche fährt nur einmal in der Woche? Immer am Dienstag zu Mittag?«

Er nickte nur, während ich dastand wie vom Donner gerührt. Ich saß also bis zur Weiterreise eine ganze Woche hier fest? Meine entsetzte Miene weckte offenbar doch sein Mitleid. Er empfahl mir den Saloon, da ich ja wohl einen Platz zum Übernachten brauchte.

Dank seiner Wegbeschreibung fand ich das gesuchte Haus auf Anhieb, es war lediglich ein paar Gassen entfernt.

Der Raum war groß und voller Gäste, hauptsächlich Männer. Es wurde gegessen und getrunken, man unterhielt sich lautstark und spielte Karten. Mir schenkte man beim Eintreten keine Beachtung – durch den nahen Bahnhof war man Fremde gewohnt. Hinter dem Tresen stand eine Frau, die soeben Whisky in einen Becher füllte und ihn einem Gast reichte. Ich schob mich an den Tischen vorbei zu ihr hinüber.

Sie war ähnlich alt wie meine Mutter, gut einen Kopf größer als ich und mindestens dreimal so breit. Ich bin zwar kleiner als die meisten Männer und eher schwächig, aber ihre Ausmaße waren wirklich beachtlich.

»Hereinspaziert!«, begrüßte sie mich mit einem herzlichen Lächeln, als wäre ich nicht bereits durch den ganzen Raum gewandert.

»Guten Abend«, erwiderte ich dementsprechend irritiert. »Ich suche ...«

»... den Herrn des Hauses.«

»Äh, nein. Eigentlich ein Zimmer.«

Ihr Grinsen wurde noch breiter. »Das trifft sich gut. Ich habe umgekehrt eines anzubieten. Klein, fein und sauber, zwölf Dollar pro Nacht, Frühstück gesondert zu bezahlen. Kommen wir ins Geschäft?«

Das klang nach einem stolzen Betrag, aber was wusste ich schon von Herbergspreisen? »Einverstanden.«

Sie starrte mich einen Moment lang an, dann lachte sie schallend. »Na, Sie sind mir ein Komiker! Zwölf Dollar, hat man so was schon gehört. Das Zimmer kostet vier Dollar pro Nacht, Frühstück natürlich inbegriffen.« Während ich das noch verdaute, zog sie ein Buch unter dem Tresen

hervor und schob es mir aufgeschlagen hin. »Der Name, wenn ich bitten darf.«

Ich trug ein sorgfältiges »J. Parker« ein. »Zahle ich das im Vorhinein?«

Wieder sah sie mich an, als wüsste sie nicht, ob ich es ernst meinte. Ich fürchtete bereits, sie würde erneut lachen. Himmel, wer nie verreiste, durfte sich schon mal anstellen wie der erste Mensch!

»Ja«, erwiderte sie dann so liebenswürdig, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Ich fühlte mich plötzlich richtig gut aufgehoben, dabei bin ich wirklich kein Freund neuer Bekanntschaften. »Wissen Sie schon, wie viele Nächte Sie bleiben?«

»Vermutlich mehrere. Die Postkutsche ...« Ich brach ab, unsicher, ob sie das überhaupt interessierte.

»Kein Problem«, entschied sie. »Zahlen Sie einfach für drei Nächte, dann sehen wir weiter.«

Sie zog einen Schlüssel heraus, während ich nach der erforderlichen Summe kramte. Da ich sehr hungrig war, fragte ich nach einem Abendessen.

»Natürlich«, erwiderte die Wirtin. »Machen Sie sich einstweilen frisch, ich schicke Ihnen eine Schüssel Wasser hinauf. Bis Sie zurück sind, habe ich etwas Köstliches fertig.«

»Ich würde gern im Zimmer essen, wenn möglich.« Bloß kein Fremder am selben Tisch, der mich in eine Unterhaltung verwickelte!

Ihre Miene wurde etwas strenger. »Nicht möglich«, beschied sie mir. »Kein Kleckern und Bröseln in den Zimmern. Außerdem schmeckt es in Gesellschaft besser.«

Dem stimmte ich keineswegs zu, traute mich jedoch nicht zu widersprechen. Ich mochte den Herrn des Hauses zwar nicht gesucht haben, aber ich hatte ihn gefunden.

Als ich eine Weile später hinunterging, kam mir eine Idee. Ich könnte mich bei der Wirtin nach Maureen und der Familie Buckley erkundigen, vielleicht hatte sie diese seinerzeit gekannt. Von der Erbschaft wollte ich nichts erzählen, das ging nur die Betroffenen etwas an. Aber ich könnte

mich als Zeitungsreporter ausgeben, der über die Zirkuskünstler der letzten Jahrzehnte recherchierte. Das klang plausibel – wenn man drüber hinweg sah, dass Reporter üblicherweise gut mit Menschen reden können.

Die Wirtin winkte mich zu sich. »Sehr schön, Reisestaub abgewaschen«, befand sie. »Stört es Sie ganz furchtbar, wenn Sie allein sitzen müssen?« Ich blinzelte verdutzt und sah sie verschmitzt grinsen. »Tja, da steht irgendwie nur ein einzelner Stuhl an dem Tisch. Mir nach!« Sie führte mich zu einem kleinen Tisch in einer Ecke. »Keine Ursache«, wiegelte sie meinen Dank ab und legte mein Besteck auf, während ich Platz nahm. Ich musterte verblüfft den metallenen Becher, den sie dazustellen. »Was glauben Sie, was das an zerbrochenen Gläsern spart?«, nahm sie meine Frage vorweg. »Das Essen kommt gleich. Kann ich sonst noch was für Sie tun?«

»Hm, da wäre tatsächlich etwas.« Ich senkte meine Stimme. »Wissen Sie, ich bin nämlich Reporter und arbeite für eine Zeitschrift.«

»Ach. Was Sie nicht sagen«, meinte sie trocken.

»Ich schreibe an einem Artikel über berühmte Zirkuskünstler, lebende und bereits verstorbene. Unter anderem stieß ich auf eine Dame namens Maureen Hutchinson, die für ihre Entfesselungen berühmt war. Sie zog vor vielen Jahren hierher, damals unter dem Namen Maureen Buckley. Kannten Sie sie vielleicht?«

Ihr Lächeln hatte einer nachdenklichen Miene Platz gemacht. »Maureen Buckley«, wiederholte sie bedächtig, als spräche sie etwas lang nicht mehr Gehörtes aus. »Ja, der Name sagt mir etwas.«

Ich spürte freudige Erregung. Schon wollte ich nachhaken, als ein paar Tische weiter jemand »Winnie!« rief.

Die Wirtin richtete sich auf. »Unterwegs!«, erwiderte sie, ehe sie sich erneut an mich wandte: »Es gibt bessere Momente zum Reden. Morgen Vormittag zum Beispiel. Und nebenbei: Sie sollten ein wenig Konversation als Einleitung betreiben. Nicht mal echte Reporter fallen so mit der Tür ins Haus.« Damit ließ sie mich sitzen.

Ich fühlte mich wie in der Schule auf der Eselsbank. Dann brachte eine junge Frau mein Essen, was mich immerhin ein wenig ablenkte. Verlegen